

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 17 (1949-1950)
Heft: 8

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

K L E I N E R U N D S C H A U

ZUM ABSCHLUSS DER GESAMTAUSGABE VON GOTTFRIED KELLERS WERKEN

Der wiederum von *Carl Helbling* betreute letzte Band der vom Kanton Zürich unterstützten Ausgabe von Gottfried Kellers «Sämtlichen Werken» (Verlag Benteli AG., Bern 1949), die zweite Hälfte von Band 15 nach dem von Jonas Fränkel konzipierten Anlageplan, hält letzte Nachlese in Kellers dichterischer Hinterlassenschaft. Er birgt «Nachgelassene Gedichte seit 1846», das sind die nach dem Erscheinen von Kellers dichterischem Erstling, den «Gedichten» von 1846, entstandenen Gedichte, die, zum Teil schon zu Kellers Lebzeiten gedruckt, weder in die «Neueren Gedichte» von 1851—1854 noch in die «Gesammelten Gedichte» von 1883 eingegangen sind, ferner Bruchstücke von Gedichten und poetische Pläne und Motive, die der Dichter aufgehoben, also nicht als «Wust verblichner Schrift» ins Feuer geworfen hat. Absolute Vollständigkeit wollte und durfte der Herausgeber nicht erstreben; unberücksichtigt konnte füglich bleiben, was nach seinem Urteil «nicht mehr als unerhebliches Trumm» ist, und daß sich auch unter Kellers Notizen derlei finden mag, wird man gelten lassen, ohne sich der Respektlosigkeit dem Dichter gegenüber zichtigen zu müssen. Aber auch an sich Wertvolles kann fehlen, da es dem Verfasser, wie er ausdrücklich bemerkt, unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht möglich war, alle Fährten, die zu da und dort, vor allem jenseits unserer Grenzen versteckten Inedita führen könnten, zu verfolgen und jede Zufallschance auszunützen. Nicht maßgebend für die Entscheidung über Aufnahme oder Nichtaufnahme eines ihm vorliegenden Nachlaßbestandteils durfte für den Herausgeber dessen mehr oder weniger erfreulicher Inhalt sein: er durfte das späte Wiederaufflackern der Kulturkampfstimmung der vierziger Jahre («Durch alle Jahreszeiten») so wenig unterschlagen wie den «Gruß an die Bremer Schützen» vom Jahre 1859, der nach dem Deutsch-Französischen Krieg derselben Mißdeutung ausgesetzt gewesen wäre, die Kellers Trinkspruch anlässlich der Abschiedsfeier für Prof. Gusserow widerfahren ist, und wohl aus diesem Grunde von den «Gesammelten Gedichten» ausgeschlossen blieb. Ueberraschende Funde vorzulegen war der Herausgeber nicht in der Lage, da vermutlich alles Wesentliche schon von anderen, vor allem von Baechtold, Ermatinger, Adolf Frey und Jonas Fränkel ans Licht gezogen worden ist.

Im Bestreben, den Willen des Dichters zu respektieren, übernimmt der Herausgeber die Gruppenüberschriften («Aus dem Leben», «Romanzen», «Festlieder und Gelegentliches» und «Vermischte Gedichte») aus Kellers eigenen Gedichtsammlungen. Den Auftakt der Zeugnisse zum eigenen Leben des Dichters bildet das aus der Zeit seiner schmerzlichen Liebe zu Johanna Kapp in Heidelberg stammende herrliche Gedicht «Schöne Brücke, hast mich oft getragen»; den Ausklang die wehe Totenklage um die unglückliche Braut «Du solltest ruhen und ich störe dich» — zwei lyrische Schöpfungen, welchen, wie Helbling erklärt, «die Nähe zur biographischen Wirklichkeit» den Zugang zu den «Gesammelten Gedichten» verwehrte. Einen weiten Raum des Bandes füllen Gelegenheitsgedichte, Widmungen an Freunde, Bekannte, Zeugnisse persönlicher Stellungnahme zu künstlerischen Fragen und zur Tagespolitik, willig oder notgedrungen gewährte Beiträge zu allerlei Festlichkeiten.

Was von den nicht abgeschlossenen Gedichten unter die «Fragmente» und was unter die in den Anhang verwiesenen «Pläne und Motive» einzuordnen war, blieb im wesentlichen dem persönlichen Ermessen des Herausgebers anheimgestellt,

dem die Problematik der Grenzziehung zwischen diesen beiden Gruppen durchaus bewußt war; ebenso mag die Frage offen bleiben, ob die eine und die andere den «Fragmenten» zugeteilte Versgruppe als Bruchstück oder als abgeschlossener Spruch in Reimen zu gelten habe. Vielleicht ist auch der von Baechtolds Biographie her bekannte Gedichtentwurf aus den achtziger Jahren «Heerwagen, mächtig Sternbild der Germanen», den Helbling in der handschriftlich überlieferten, den Uebergang von hymnischer Prosa zum Vers suchenden Gestalt wiedergibt, nur in formaler, nicht auch in inhaltlicher Hinsicht ein Fragment.

Wie der Anhang zu den Texten bezeugt, betrachtet sich der Herausgeber pflichtgemäß lediglich als Diener am Wort des Dichters. Er gibt genaue Auskunft über die Art der Ueberlieferung der erhaltenen handschriftlichen Aufzeichnung jedes einzelnen Stücks und über die ersten Drucke; man sieht den Dichter nach der nächsten erreichbaren Schreibunterlage, einem Bogen oder Streifen Konzeptpapier, einem Briefumschlag greifen, um die Eingebung des Augenblickes festzuhalten — selbst die Adressseite der Verlobungsanzeige C. F. Meyers nimmt eine nicht bloß rasch hingeworfene Stanze auf. Den Lesarten lässt sich entnehmen, wie behutsam Helbling vorging, wenn es sich darum handelte, die von Keller selbst beabsichtigte, aber nicht bis zur endgültigen Entscheidung gediehene Gestalt eines handschriftlich überlieferten Gedichtes aus einem «schwer durchschaubaren Durch- und Uebereinander von Ansätzen, Streichungen, Variantenerwägungen, die bald mit Blei, bald mit Tinte eingetragen sind», herauszulösen. In den erläuternden Zutaten beschränkt sich der Herausgeber mit Recht auf das Feststellbare und Notwendige, und er scheut sich nicht, sein Unvermögen zu bekennen, wenn es ihm gelegentlich nicht gelungen ist, eine Abkürzung zu entziffern oder die unmittelbare Veranlassung eines Gedichtes oder Gedichtentwurfs nachzuweisen. Ein Verzeichnis der Ueberschriften und Anfänge aller in den sechs Gedichtbänden enthaltenen Verdichtungen bildet den Abschluß des Bandes und damit der hingebenden Bemühung Carl Helblings um die Vollendung der von einer anderen Hand entworfenen und zu zwei Dritteln besorgten vierundzwanzigbändigen Gesamtausgabe von Gottfried Kellers Werken.

Eine Lücke allerdings durfte der Nachfolger von Jonas Fränkel nicht zu schließen versuchen. Der vorliegende Band hätte den wissenschaftlichen Anhang zu dem noch von Fränkel herausgegebenen Textteil, die Textgeschichte und den Kommentar zu den «Neueren Gedichten» und dem «Kleinen Romanzero» bringen sollen. In einem kurzen Nachwort erklärt Helbling: «Aus Gründen des akademischen Taktes muß ich davon absehen, einen nicht von mir selbst betreuten Textband zu kommentieren.» Tatsächlich wäre dies nicht allein ein Verstoß gegen den akademischen Takt — es wäre auch ein Kraftaufwand am falschen Ort gewesen: kein Herausgeber hätte sich dazu hergeben können, die durch einen noch lebenden Gelehrten besorgte Textgestaltung ohne dessen Auftrag zu rechtfertigen, zumal da dieser die für den Druck des Textes unbedingt erforderliche Vorarbeit der Textrezension bereits durchgeführt haben muß. Daß Helbling darauf verzichtete, die schon geleistete Arbeit eines andern noch einmal leisten zu wollen, war daher ebenso vernünftig wie korrekt. Der Leser der Ausgabe wird dies verstehen und das so entstandene Manko als eine unvermeidliche Nachwirkung der Leidensgeschichte dieser Ausgabe hinnehmen.

Daß die durch den Kanton Zürich großzügig geförderte Gesamtausgabe von Gottfried Kellers Werken nicht Torso bleiben mußte, ist vor allem das Verdienst Carl Helblings, der den Mut hatte, die Arbeit seines Vorgängers zu Ende zu führen, als sich die jahrelangen Bemühungen der Auftraggeber, den Abschluß der Ausgabe durch Prof. Jonas Fränkel zu ermöglichen, als aussichtslos erwiesen hatten. Die sieben von Carl Helbling bearbeiteten Bände zeugen für die Opfer-

willigkeit, die philologische Akkuratesse, den literarischen Geschmack und den Takt des Herausgebers, der trotz starker beruflicher Beanspruchung sein Versprechen, jedes Jahr einen Band vorzulegen, zu halten vermochte. Dank dafür, daß jene ernste Gefahr abgewendet werden konnte, gebührt ferner der Regierung des Kantons Zürich, der Verwaltung von Gottfried Kellers Nachlaß und dem Verlag Benteli in Bern, der dem Unternehmen trotz allen Fährnissen die Treue hielt.

Nun haben wir also die «auf Grund des Nachlasses besorgte und mit einem wissenschaftlichen Anhang versehene Ausgabe» von Gottfried Kellers «Sämtlichen Werken» in der von den beiden Herausgebern nach eigenem Wissen und Gewissen hergestellten und erläuterten Textgestaltung. Der Heimatkanton Gottfried Kellers hat damit der Öffentlichkeit gegenüber eine alte Ehrenpflicht erfüllt. Für die Forschung aber ist mit dem Abschluß einer kritischen Ausgabe nie das letzte Wort über den Willen des Dichters gesprochen. Seit mehr als drei Jahrzehnten war das Recht, den handschriftlichen Nachlaß Gottfried Kellers zu bearbeiten und Teile daraus zu veröffentlichen, ausschließlich der zuerst geplanten, dann durch die Nachlaßverwaltung patronisierten Gesamtausgabe vorbehalten, nachdem berufene und leider auch unberufene Hände nach Belieben damit hatten schalten dürfen. Auch die Rezessenten der Gesamtausgabe waren, soweit sie nicht über eigene Spezialkenntnisse verfügten, auf den persönlichen Eindruck angewiesen, den sie von der Arbeit der Herausgeber empfingen. Nach dem Abschluß der Ausgabe dürfte nun die generelle Nachlaßsperrre dahinfallen und damit zwar gewiß nicht Hinz und Kunz, aber doch der hiefür zuständigen Forschung auch die Möglichkeit aus den Quellen schöpfender Stellungnahme zu den Entscheidungen der beiden Editoren zurückgegeben sein.

MAX ZOLLINGER

«WERNER AMBERG» VON MEINRAD INGLIN

Schon in Meinrad Inglins frühem Roman «Die Welt in Ingoldau» war ein stark autobiographischer Zug spürbar. Dort stand in der Mitte die Auseinandersetzung reifender Menschen mit dem Geiste als dem Gegenspieler zum raschattmenden und verführerischen Leben; es ging um die Diskussion des nie ganz zu Ende Erforschten, das dem jugendlichen Frager zu sinnvoller Ordnung werden soll, in welcher Ruhe nach dem Sturm des Aufbruchs herrschen wird. Der Roman ist noch ganz dem Problematischen verschrieben, das heißt, er will Probleme um des Romanhaften willen zur Lösung aufgeben, als ob sein Verfasser als ein Ueberwindender noch den Leser durch das Labyrinth der Irrtümer zum zuletzt auftauchenden Lichtschimmer führen wollte. «Die Welt in Ingoldau» ist ein Werk, in dem Inglin das Leidenschaftliche kaum zurückdrängte, es noch nicht überschaute, sondern ihm einen raschen Rhythmus erlaubte, weil er im Dichter selber wogte.

Jahre darnach schrieb Inglin eine seiner ergreifendsten Dichtungen, «Die Furggel», die Erzählung im Band «Güldramont», der ein Kindheits- oder Jugend-erlebnis zugrundeliegt, das erste Erfassen der mächtigen und ernsten Gebirgs-natur, der Tod des Vaters in eben diesen Bergen, das Aufschluchzen des Halbwüchsigen, dem Vater, Berg und Tod zur Einheit werden, in der das Gute und das Schlimme, das Liebevolle und das Harte nicht voneinander abgegrenzt sind. Man kann das einfach nicht vergessen, wie in der «Furggel» ein Knabe wortlos, unnahbar und vom Weh geschüttelt ganz allein seinen Weg zurückgeht, den er Stunden zuvor mit dem gütigen Vater hinaufgestiegen ist. Er weiß jetzt, was eine Furggel ist: die Scheide zweier Welten, der Abschied vom Unbefangenen der Kindheit, das Hinabschreiten in ein neues Leben der Unklarheit und der Gefahr,

des Heimlichen und Drohenden, Beginn des Heimwehs nach dem Zuvor des Harmlosen, das auch in seinen Spannungen noch die Flucht in schützende Arme ermöglicht hat.

Diese Begebenheit, ihren Grundstoff, ihren Erlebnisgehalt hat Inglis noch einmal dargestellt, bezeichnenderweise in einer Variation, die künstlerisch völlig richtig ist. Denn in der Erzählung galt es, ein einzelnes behutsam auf seinen Höhepunkt zu leiten; im Roman ging es darum, dieses selbe einzelne in eine Entwicklung einzubauen, in der es Episode, gewichtige freilich, ist, aber doch umgeben von der Vielheit eines ganzen jugendlichen Lebens oder einer im weiten gesehenen Entwicklung. Die Variation also steht in «Werner Amberg», in der «Geschichte einer Jugend», einem Roman, wie unter dem Titel angegeben ist, einem Ichroman, der die Freiheit der Dichtung gegenüber abgelaufener Wirklichkeit in Anspruch nimmt, und dem niemand jene Wahrheit absprechen kann, die Inglins Kunst von jeher in so hohem Grade ausgezeichnet hat. Von der «Welt in Ingoldau» und ihrer von innen nach außen drängenden Bewegtheit über das vaterländische Epos «Schweizerspiegel» mit seinen großen und groß gemeisterten Stoffmassen geht Inglis zu seinem autobiographischen Roman, der die Überlegenheit der «Furggel»-Erzählung zeigt, eine stellenweise nicht mehr zu übertreffende Klarheit und etwas derart Persönliches, daß der Leser erkennt: hier ist eine Gipfelung gegenwärtiger schweizerischer Erzählkunst.

Mit dem «Lob des Herkommens» fängt es an, aber nicht wie im «Grünen Heinrich» als Erweckung der Landschaft, sondern als Aufruf der Vorfahren, die in Porträts gefaßt sind. Werken biographischer Kleinkunst. Diese Männer sind Offiziere, Hoteliers: Bürger von einiger Sicherheit des Auftretens, etwas laut manchmal und auf jeden Fall beängstigend für den Nachfahr, der «wie ein ungeselliger Igel» seine eigenen Pfade gehen wird. Die Kindheitsgeschichten folgen als eine Labsal für den, dem der «unanständige Psychologismus» einer ganzen analysierenden Literatur zum Ekel geworden ist und der nach Bildern, einfachen, echten Bildern verlangt, die nicht durch Deutelei des Untergründlichen, sondern durch die Kunst der Darstellung um ihrer selbst willen da sind. Zusammen freilich ergeben sie eine Erfahrung, die der Dichter zu nennen und zu benennen gezwungen ist. Es heißt: «Das neue Erlebnis bestätigte und bereicherte meine Erfahrung, daß alles, auch wenn es noch so schön und lustig war, mit Trauer, Angst und Schrecken ende. Ich kann nicht sagen, daß ‚ich‘ diese Erfahrung gemacht hatte, da ich noch nicht zum Selbstbewußtsein erwacht war, aber mein Inneres hatte sie gemacht und begann sich danach zu richten; ich besaß keine Einsicht in diesen Vorgang.» So wird es zur Angelegenheit des Dichters, den Vorgang selbst zu gestalten und nicht die Reflexion darüber aus der Erwachsenendistanz als der Weisheit letzten Schluß zu verkündigen. Es sind solche Gestaltungen, die Inglins dichterische Kraft erweisen und die seinen Roman so lebenswahr machen. Trauer, Angst und Schrecken, die er selbst als die Erzeuger der Grunderlebnisse bezeichnet, könnten zu Düsterkeit und Schwermut führen, wäre nicht eben jene Überlegenheit Inglins im Spiele, die ihre tiefste Wurzel im Bereich des Humors hat. Der Humor beglänzt die Kindergeschichten, ihre Episoden, die sich dem Grunderlebnis entgegenstemmen; er macht sich nie breit, ist nie Selbstzweck, aber die mildernde, die andere Erfahrung, die eine starke Waffe gegen das Dunkle schmieden heißt.

Der große Einbruch in das Leben des Kindes, mit dem seine Kindschaft schlagartig aufgehoben wird, ist der Tod des Vaters. Der Goldschmied Amberg ist auch im mannigfach Beirrenden des ersten Lebenskreises unverrückbarer, bewunderter und gebietender Mittelpunkt des Daseins gewesen. Sein Weggang hebt das Sichere auf, und dafür ist alles andere mächtig und übermächtig. Der Leser dankt Inglis für die Treue, mit der er Wahrheit höher achtet als die Beschwörung der

Dämonen, die übungsgemäß die Adoleszenten vergewaltigen. So wirkt das Leid überzeugend, das über den Jüngling kommt, der schlichterweise kein Zergrübler, aber ein wacker Kämpfender gegen das von außen Aufgezwungene ist, ohne deswegen Welten zu zerschmettern und Berge von Schuld aufzuhäufen. Die Sache ist die, daß Werner Amberg nichts Besseres weiß als seine Umgebung, die sich ehrlich um ihn sorgt, oder höchstens nur dies, daß er nicht in die Schablone paßt, in welcher bürgerliche Erwerbstüchtigkeit erzogen wird. Den Hang und Drang zum Schönen vermag keine Zweckschule zu befriedigen und auch nicht die Lehre im Uhrmachersgeschäft. Die Phantasie drängt zur Gestalt im Worte, so daß Geschichten entstehen, vorläufige Gebilde eines bewegten Innern. Und dann folgt der Sprung in die Welt des Hotelgewerbes. Hier läuft ein skurriles Kapitel von Ambergs Jugend ab; es enthält die harte Probe für einen Charakter, die Amberg besteht — die ihn reift und noch einmal in die Schule zurückbringt; sie soll das Tor zum Reich des Geistes werden.

So sehr Meinrad Inglis seinen Roman aus dem Greifbaren der Wirklichkeit schreibt, so sehr empfindet der Leser doch das Walten der übersinnlichen Kräfte in der Menschwerdung seines Helden. Sie schaffen heimlicherweise, lassen sich dann und wann aus einem Wort erkennen, das gesprochen wird, oder aus einer der intensiven Schilderungen der Natur als der innigsten Bildnerin der wachsenden Persönlichkeit. Wer sich an Inglins «Graue March» erinnert, ist nicht überrascht davon, aber erneut gefesselt und beglückt von der Verbundenheit des Dichters mit den sich öffnenden Geheimnissen des Elementaren. Vielleicht hat Inglis gerade in diesem Betracht ein Vollkommenes erreicht, indem er als Schilderer der Berge zumal das Wirkliche zwanglos zum Symbol erhebt, in jenem edelsten Realismus, der seit Gottfried Keller ein Wesenszug schweizerischer Erzählkunst ist. Auf diese Weise gewinnt der neue Roman Inglins jegliche Dichtigkeit und ist er somit eine Erfüllung — Freude und Stolz dankbarer Zeitgenossen.

CARL HELBLING

DISKUSSION MIT ZEITSCHRIFTEN

Für und gegen Amerikanische Historiker nehmen heute schon an, daß die Literatur über Roosevelt in absehbarer Zeit die über Lincoln weit übertreffen wird. In der intellektuellen Geschichte Amerikas gab es noch niemals einen so breiten, tiefen Widerhall auf eine Präsidentschaft. Die politischen Tageskämpfe versuchen immer wieder in Roosevelt Truman, und in Truman Roosevelt zu treffen, so daß die polemischen Schriften wechselseitig Verzerrungen provozieren. Darüber hinaus gibt es aber heute schon eine Quellensammlung, die dem künftigen Historiker unschätzbare Dienste leisten wird. Das ist das Urteil von Clinton L. Rossiter von der Cornell University in *The Review of Politics* (XI/1), der von Waldemar Gurian geleiteten Vierteljahrsschrift der University of Notre Dame (Indiana), die unter besonderer Berücksichtigung religiöser Probleme unserer Zeit, bis ins Mittelalter zurück, Osteuropas und der angelsächsischen Weltpolitik, dem europäischen Leser Wertvolles bietet.

Cl. L. Rossiter fordert von der amerikanischen Wissenschaft die Geistesgeschichte der Vereinigten Staaten durch ein Studium der *Political Philosophy of F. D. Roosevelt* zu erweitern. Man werde Roosevelt nicht gerecht, wenn man ihn nicht in die geistigen Traditionen Amerikas einordne. Weiß die Roosevelt-Literatur selbst noch nicht, in welche geistigen Ordnungen der letzte Präsident gehört, so entspricht das dem allgemeinen Manko einer Ideengeschichte der amerikanischen Politik. Roosevelts viel umkämpfte politische Ideen waren weder ganz originell noch durften sie es sein. Sie hatten ihre Wurzeln in amerikanischen Traditionen und sprachen deshalb das Volk an. Roosevelt glaubte tief an die

individuelle Freiheit und an die Bedeutung der Profitwirtschaft, aber er warf ihr vor, versagt zu haben, weil sie sich noch nicht im Rahmen demokratischer Möglichkeiten ganz selbst gewagt habe. Roosevelt stellte nicht die Alternative Freiheit — Sicherheit, sondern erklärte beide Forderungen für so unteilbar wie einst Liberty and Union. Eine Freiheit ohne ein Minimum von Sicherheiten war für ihn hohl, und daher wollte er Freiheit durch Sicherheit möglich machen. Rossiter sieht in Roosevelt keinen Antiliberalen, sondern einen militanten Liberalen, der die Traditionen von Theodor Roosevelt mit dem Progressivismus von La Follette und dem New-Freedom-Programm Wilsons vereinigt habe.

Beschränkt sich Rossiter auf Roosevelts Innenpolitik, so *Richard H. S. Crossman* auf die Außenpolitik, in einem sehr persönlichen, sehr geschickt argumentierenden Artikel im *New Yorker Commentary* (VIII/5), dessen Frage: *Did F. D. R. escape Wilson's Failure?* (Entging Roosevelt dem Mißerfolg Wilsons?) er mit Nein beantwortet. Mag Roosevelt innenpolitisch Wilsons Nachfolger gewesen sein; außenpolitisch hütete er sich, es zu werden. Ihn schreckte während des Krieges das Gespenst des Wilsonismus. Ob Wilson wirklich an den verheerenden Folgen des Zwischenkriegs Schuld trug und gar am Ausbruch des folgenden Weltkriegs, ist eine Frage, die Crossman mit dem Schlagwörtern der Lloyd-George-Periode beantwortet und die ich, für meinen Teil, aufs entschiedenste verneine. Von einem neuen Weltkrieg, der zwingend aus Versailles hervorgehen mußte, wo ziemlich exakt Wilsons 14 Punkte in Vertragsform gegossen wurden, kann keine Rede sein. Heute aber, da wir alle die Folgen von Roosevelts außenpolitischen Konzeptionen erleiden, wirkt Crossmans These überzeugend. Roosevelt versagte, grade weil er Wilsons Spuren scheute und es diesmal ganz anders machen wollte; aber diesmal wäre Wilsonismus das Richtige gewesen.

Roosevelts Außenpolitik beruhte auf einer primitiven Uebertragung des amerikanischen Kolonialimperialismus auf Europa, auf England, auf die ganze Welt. Sie sollte unter die Kontrolle der Drei, in Wahrheit der Zwei Großen gestellt und alles, was dazwischen lag, *philippinisiert* werden. Roosevelt sah zwar richtig, daß sich die europäischen Souveränitäten überlebt hatten, aber es lag ihm fern, die Konzeption einer wirtschaftlichen Zusammenfassung Europas auch nur zu denken, zu der jetzt, unter dem Zwang der Wirklichkeit, die *Marshall-Oekonomie* hindrängt. Churchill mußte sich gründlich der Rooseveltischen Absichten erwehren, auch das British Empire unter die trusteeship der Vereinten Nationen, daß heißt Amerika, zu stellen. *Frankreich* zu einer *quantité négligeable* zu machen, war der Plan. F. D. R. hatte, wie Crossman bestätigt, einen Widerwillen gegen de Gaulle als Symbol der französischen Renaissance. Er glaubte ein Weltgleichgewicht sei möglich, wenn Rußland und die angelsächsischen Mächte alle drei hinter ihren Satelliten, sich gegenseitig respektierten. War Wilsons Friedensmanifest die Urkunde eines außenpolitischen Liberalismus, so sah Roosevelt in den nackten Tatsachen der Macht die Garanten einer neuen Friedensordnung, ohne die Dynamik zu ahnen, von der sie geladen war. Ein Grund zur Glorifizierung Wilsons besteht nicht. Sein Friedensprogramm wurde von Lloyd George ebenso raffiniert mißbraucht wie Roosevelts Politik von Stalin. Die Zeche zahlt Europa, weil es in schuldhafter Weise Amerika eine außenpolitische Schiedsrichterstellung zuschob, um sich seinen eigenen Pflichten zu entziehen.

Das Goethe-Jahr Es wäre unbillig, weiterer Beiträge der Zeitschriften zum Goethe-Jahr nicht zu gedenken, bloß weil sie nach den Uebersichten, die hier schon gegeben wurden (Heft 4 und 6), erschienen sind. Die *Hamburger Akademische Rundschau* (8—11) hat, unterstützt von Behörden und Kennern der Hansestadt, der Goethe-Gesellschaft und besonders beraten von Prof. Dr. Erich Trunz eine dreifache Nummer im Umfang von 160 Seiten heraus-

gebracht, die, nach einer Reihe von Aufsätzen von *Hesse, Ortega y Gasset, Staiger, R. A. Schröder* (Text seines Schweizer Vortrags im Château de Bossey), einen umfangreichen Besprechungsteil neuer Goethe-Literatur bringt. Wie allgemein, kommt auch hier Goethe als Naturwissenschaftler zu neuer Geltung. Die Definition von Goethes Farbenlehre als einer biologischen gibt *Rupprecht Mattheai*, der in jahrelangen, mühsamsten Versuchen Goethes Experimente mit Goethes Mitteln wiederholte und durch diese Nachprüfung zu neuen, offenbar wichtigen Erkenntnissen gekommen ist.

Die *Historische Zeitschrift* (2), deren neues, 230 Seiten starkes Heft wieder aktuelle Probleme aus der Fülle der Geschichte holt, bringt eine längere Abhandlung von *Hans Hauss'herr* über den *Minister Goethe und die äußere Politik Karl Augusts*. Da der politische Goethe in diesem Jahr gründlicher und vielseitiger als je behandelt wurde, bereichert auch dieses neue Thema die Goethe-Literatur. Man erfährt, daß eine von *Hans Tümmeler* geschaffene Ausgabe von Goethes politischem Briefwechsel (Band 1) bis auf wenige Exemplare ausgebombt wurde. Hauss'herr kommt zum Schluß, daß sich Goethe auch außenpolitisch von der Politik Karl Augusts vor der Reise nach Italien ganz gelöst habe. Eine neue Bestätigung der politischen Deutung der «Flucht» nach Italien, die von Jonas Fränkel via Franz Mehring zu Georg Lukács gelangte, die aber Trunz im Hamburger Sonderheft ohne Argumente bestreitet.

Die ausgezeichnete Wochenzeitung der British Broadcasting Company *The Listener* begnügte sich nicht mit der Veröffentlichung zweier Goethe-Vorträge in der Geburtstagswoche. Seit dem 6. Oktober enthalten sämtliche, seitdem erschienenen zehn Hefte (1080—1089) die Goethe-Vorträge des Dritten Programms von zehn verschiedenen Sprechern. Die Themen sind charakteristisch für die Fragen, die die angelsächsische Welt heute an Goethe stellt.

Die Schweiz Die Schweiz ist das Thema von zwei deutschen Sonderheften. *Universitas* (9), die nur Beiträge von Universitätslehrern von allgemeinem Interesse veröffentlicht, läßt sich von Schweizer Universitätsprofessoren über ihre Arbeitsgebiete berichten. Man findet hier unter anderen *Rappard, Gigon, Staiger, de Quervain, Brinkmann, Abderhalden*. — Die beste deutsche Kunzeitschrift *Das Kunstwerk* (4) zeigt eine charakteristische, gut kommentierte Auswahl helvetischer Malerei und Plastik. — In den *Cahiers du Sud* (295) ein schöner Essay von Philippe Garcin, betitelt *Adolphe, ou les embarras de l'innocence*. — *Sinn und Form* (1) veröffentlicht einige Seiten von C.-F. Ramuz über Dostojewskij, die Josef Conrads Abneigung durch seine Ähnlichkeit wider Willen mit Dostojewskij erklären und auszufinden suchen, warum sich gewisse Leser, wie er selbst, zeitweise von Dostojewskij zurückziehen. — Die Zeitschrift der amerikanischen Militärverwaltung *Der Monat* (13) bringt eine Anthologie aus Ramuz, von François Bondy zusammengestellt und mit einem Essay eingeleitet, einem pointillistischen Meisterporträt, das die Größe des Dichters mit einer Fülle präziser, geistigmenschlicher Momente zu einem Ganzen zusammenfaßt. Man konnte sich keine bessere Einführung von Ramuz in Deutschland wünschen.

Eine Studie von *Jean-F. Angeloz L'Oeuvre de Hermann Hesse in Critique* (36) bezeugt wieder die intime Kenntnis der deutschen Geistesprobleme, die den Verfasser zu einem liebevollen Kritiker der deutschen Literatur gemacht hat. Der Leiter der *Etudes Germaniques* stellt Hesse als einen Bruder der Thomas-Mannschen Zwienatur dar, der als Erbe vieler geistiger Kulturen seine eigenste sucht und findet, den Nietzscheschen Uebermenschen im «Glasperlenspiel» überwindet und die Gestalt des schweizerisch-kastilischen Joseph Knecht zum Träger eines väterlichen Logos macht, in dem Mystik und Ethik identisch geworden sind.

FELIX STÖSSINGER